

*Thomas Fuchs*

## Leib, Zeit, Identität

### Das Selbsterleben in der Adoleszenz

#### *Das Dilemma der Identität*

Die Adoleszenz ist oft als die „zweite Geburt“ des Menschen bezeichnet worden. In der ersten Geburt kommt das Kind zur Welt, in der zweiten kommt es zu sich selbst – in einem Prozess, der durch eine biologische Reifung, die Pubertät, eingeleitet wird, der nun aber auch eine tief greifende psychische und soziale Transformation einschließt. Beide Geburten sind von Gefahren bedroht; doch die zweite ist es nicht aus biologischen Gründen, sondern weil sich die Geburt des personalen Selbst in einem komplizierten seelischen Prozess vollzieht. Das Selbstsein, die eigene Identität wird dem Menschen nicht geschenkt, sondern sie wird ihm zur Aufgabe. Warum ist das so?

Der Grund dafür ist, dass wir uns selbst nicht selbstverständlich, sondern letztlich rätselhaft, ja unbekannt sind. Es ist das Selbstbewusstsein, das einen Widerspruch in die menschliche Existenz hineinträgt, nämlich zwischen dem primären Selbstsein und dem reflektierten Ich. In der Reflexion treten wir uns selbst gegenüber, wir sehen uns von außen, und das bedeutet, aus der Sicht der anderen. Doch diese beiden Pole des Selbstbewusstseins gelangen nie ganz zur Deckung: Die Reflexion kommt immer einen Moment zu spät, sie kann das primäre Selbstsein nie vollständig erfassen. Und die Sicht von außen enthält nicht nur Selbstwahrnehmung, sondern auch Selbstbefragung, Selbstbewertung und -kritik. Daher bedeutet die Entwicklung des Selbstbewusstseins den „Sturz aus dem Paradies“, den Verlust der Unbefangenheit, der Unschuld, der Zeitlosigkeit des kindlichen Lebens. An ihre Stelle treten Befangenheit, Scham und das Bewusstsein der Endlichkeit der eigenen Existenz.

Das Selbst kann sich nie unvermittelt erfahren. Die reine Aktualität des Selbstseins bleibt ein Grund oder eine Quelle, aus der wir gleichsam fortwährend entspringen, deren wir aber nicht habhaft werden können. „Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst“, so Ernst Bloch in der „Tübinger Einleitung in die Philosophie“.<sup>1</sup> *Das* ich bin, und *wer* ich bin, ist zweierlei. Wir bedürfen der anderen, um uns in diesem zweiten Sinn selbst zu erkennen. Der Begriff der Identität wird damit in sich widersprüchlich: Er verbindet die Erfahrung des eigenen, primären Selbst als kontinuierlich und fortdauernd mit der Wahrnehmung und Anerkennung des Selbst durch die anderen. Aus beidem konstituiert sich Identität; doch beides kann nie gleichzeitig bestehen. Man kann dies mit George Herbert Mead in den Begriffen des „I“ und des „me“ ausdrücken: Das „I“, das Selbst als Quelle der Spontaneität und des Lebensvollzugs, und das „me“, das Selbst aus der Sicht der anderen, bleiben immer in Spannung zueinander. Jede definierte Identität erfordert, dass wir uns selbst gewissermaßen zum Objekt machen, d. h. unsere Identität mit derjenigen gleichsetzen, die uns von außen, durch soziale Rollen angeboten wird. Diese aber gerät häufig in Konflikt mit dem primären, spontanen Selbstsein. Dies ist das Grunddilemma der menschlichen Identität. Es kommt auch im Begriff der Person zum Ausdruck, der ursprünglich aus dem lateinischen *persona*, d. h. Maske oder Rolle abgeleitet ist, dann aber zunehmend den Träger solcher Rollen selbst bezeichnete, eben die individuelle Person.

In seinem Roman „Kim“ erzählt Rudyard Kipling von einem irischen Waisenjungen, der Kimball heißt, seine Herkunft aber nicht kennt. Er sitzt oft still da und sagt vor sich hin: „Ich – Kim; ich – Kim; ich – Kim ...“ Dabei hat er das Gefühl, dass es immer tiefer geht, auf ein Letztes, Unsagbares zu, das alles gut machen würde. Aber im vorletzten Augenblick fährt er hoch, und es war wieder vergeblich. Was ist es, was ihm nicht gelingt? – Mit seinem Namen sein Selbst einzuholen. Der Name steht für alles definierte, äußerliche Wissen um sich selbst, so wie das Geburtsdatum, das Geschlecht, das Aussehen, aber auch meine Rollen, Fähigkeiten, Selbstzuschreibungen. All dies bin ich, und bin es doch nicht. Ich habe mich nicht, sondern ich bin immer nur unterwegs zu mir. Die Widersprüchlichkeit unseres Selbstseins drängt uns vorwärts, auf die Bahn der Zeit. Die Dialektik des Selbst wird zur Dynamik der Entwicklung, in der wir zeitlebens auf

der Suche nach uns selbst sind. Sicher sind es zunächst die biologischen und sozialen Stufen des Lebenswegs, die uns Entwicklungen abfordern. Letztlich aber ist es die unauflösbare Spannung im Kern unseres Selbstseins, die die lebenslange Entwicklung in Gang hält. Diese Spannung auszuhalten, und darin mehr und mehr zu einer Kongruenz von primärem und aktualisiertem Selbst zu gelangen, macht die reife Persönlichkeit aus.

Diese Spannung beginnt im Grunde schon in der frühen Kindheit, mit der Entwicklung des Selbstbewusstseins im 2. und 3. Lebensjahr. Doch die damit angelegte Dynamik wird über die Kindheit hinweg gewissermaßen noch unter Verschluss gehalten, nämlich durch die tief verankerten Bindungen und Identifikationen des Kindes mit seinen primären Bezugspersonen. In diesen Beziehungen kann sich die Fraglichkeit des eigenen Selbst noch verborgen halten. Die außergewöhnliche Retardierung der biologischen Entwicklung, durch die sich der Mensch von allen Tieren einschließlich der anderen Primaten unterscheidet, schafft eine lange Latenzphase, in der das Kind die Fähigkeiten entfalten und Kenntnisse erwerben kann, die es für das Leben in der Kultur benötigt.

Mit der Pubertät aber geht diese Latenzphase zu Ende. Nun wird die Frage nach der Identität virulent und unabweisbar. Vor allem zwei Entwicklungsmomente tragen dazu bei:

- zum einen die Reifung der Sexualität mit ihrer biologischen und affektiven Dynamik. Sie stellt die primären Identifikationen in Frage und versetzt den Jugendlichen in eine krisenhafte Ambivalenz zwischen den affektiven Bindungen an die Eltern einerseits und einem noch undeutlich gerichteten erotisch-sexuellen Begehren andererseits. Sie treibt ihn über die Familie hinaus in eine neue, unbekanntere Sphäre von Selbsterfahrungen und Beziehungen.
- Zum anderen führt die kognitive Entwicklung, in Piagets Begriffen<sup>2</sup>, um diese Zeit vom konkret-anschaulichen zum formal-operativen Denken. Es ist gekennzeichnet durch die Fähigkeit zur Abstraktion, zur Umkehrung von Denkopoperationen und zunehmenden Introspektion. Der Jugendliche kann das eigene Denken, Fühlen und Handeln, aber auch das Verhältnis von sich zu anderen zum Gegenstand der Beobachtung machen. Damit geht eine zunehmende Tendenz zur Selbstbefragung und Selbstkritik einher.